Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 20 (1958)
Heft: 9

Artikel: Vom Jurakloster Bellelay und seinen Bauten
Autor: Wyss, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861583

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vom Jurakloster Bellelay und seinen Bauten

Von ALFRED WYSS[1]

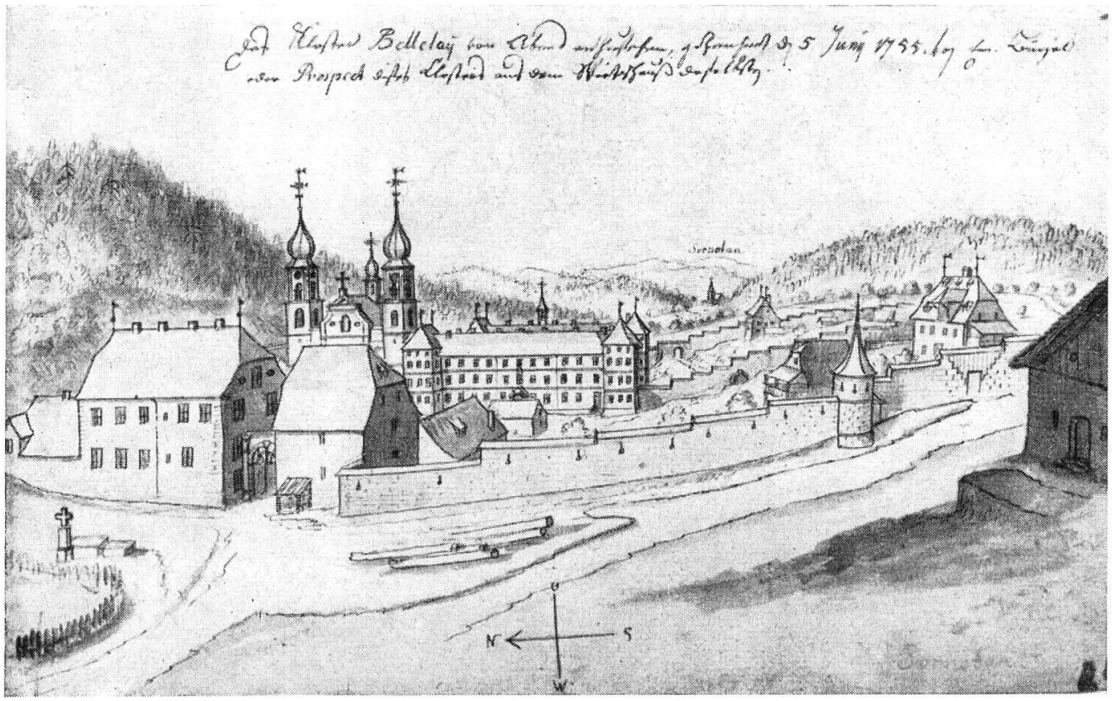
An der alten Römerstraße, die durch den Pierre-Pertuis über Tavannes, Glovelier und Pruntrut nach Mandeure (südlich von Montbéliard) führte, liegt der Ort Bellelay, der erst in unserem Jahrhundert, im Anschluß an die 1898 eingerichtete Heil- und Pflegeanstalt, entstanden ist. Den Kern der Siedelung bilden die ausgedehnten Gebäude des ehemaligen Praemonstratenserklosters, die in einer Talmulde stehen. Hier sammeln sich die Wasser der kleinen Hochfläche zu einem Bächlein, die Sorne, das unterhalb Châtelat den Bergrücken Béroie in der Pichouxschlucht durchbricht und bei Delsberg in die Birs mündet. Die Straße, welche diesem Tal folgt, wurde 1848/50 angelegt; ursprünglich führte ein Fußweg über Béroie nach Undervelier, während die Fahrstraße nach Lajoux — der alte Römerweg — sich auf der Höhe hielt; heute erkennt man noch deutlich den breiten Straßenunterbau beidseits des Weges.

Als sich die Praemonstratenser-Chorherren gegen 1140 in diesem abgelegenen Gebiet niederließen, bedeckte dichter Wald die jetzigen Weiden und Felder. Die Legende berichtet, daß im Jahre 1136 Siginand, der Propst des Stiftes Moutier-Grandval, auf der Jagd bei der Verfolgung einer Sau seine Gefährten verlor und sich hierher verirrte; nach drei bangen Tagen des Umherstreifens gelobte er, eine Kapelle an diesem Ort zu errichten, wenn er den Rückweg finde. So geschah es, und aus der ursprünglichen Augustinuskapelle entwickelte sich das Kloster, das im 18. Jahrhundert eine recht bedeutende Rolle spielte. Der Name aber, so sagt die Legende, bedeute nichts anderes als belle laie = schöne Sau. Die neuere Forschung sieht allerdings im Worte lay das alte französische Wort: Waldweg oder Lichtung.

Nach den Dokumenten kann die klösterliche Niederlassung nicht vor 1141 nachgewiesen werden. Damals bestätigte Papst Innocenz II. die Besitztümer und Rechte der Praemonstratenser-Niederlassung. Siginand wird erst 1175 als Fundator von Bellelay bezeichnet. Daß das Stift Moutier-Grandval aber bei der Gründung mitbeteiligt war, zeigt ein Akt von 1179, in dem Bellelay ausdrücklich als auf dem Gebiet dieser Chorherrenniederlassung stehend bezeichnet wird. Und schließlich soll noch im 17. Jahrhundert die Augustinuskapelle von den Einwohnern der Gegend wegen ihrer Heilkraft bei Seelenschmerz (pro cordis doloribus) besucht worden sein. In der Legende steckt demnach ein wahrer Kern, wenn wir auch, nach eingehendem Studium der Quellen, die Gründungs-

geschichte etwas anders darstellen wollen. Zwar hat Moutier-Grandval, unter der Leitung des Propstes Siginand, den Boden hergegeben, und vielleicht sehnte sich Siginand für sein Seelenheil nach einer Retraite strengerer Observanz, als es sein weltliches Chorherrenstift war. Nach der Ueberlieferung wurde er jedenfalls im Chor der Kirche zu Bellelay bestattet, wo man noch kurz vor der Klosteraufhebung seine Grabplatte, mit der eingravierten Legende, vorwies. Wir vermuten aber, daß sich der Bischof von Basel persönlich für die Gründung Bellelays einsetzte. Ortliebus (1137—1164 Bischof, vorher Propst des Basler Kapitels) gilt als Gönner der Niederlassung und bereits 1141 besitzt er die Kastvogteirechte über das Kloster. Eine ganze Reihe von zerstreuten Indizien weisen in diese Richtung, und in einem Nekrolog aus dem Kloster selbst (um 1570—1600) wird Ortlieb als «fundator et protector», Siginand aber als Initiator bezeichnet. Mehrere Gründe werden den Bischof zu seiner Haltung bewogen haben. Vorerst mag sowohl ihm als auch dem Propst von Moutier-Grandval die klösterliche Niederlassung auf dem Wege aus dem Birstal in die Ajoie willkommen gewesen sein, weil so ein Kern zur Kultivierung des Waldlandes entstand und damit die Sicherung der Wege verbunden war. Noch schwerer wog aber, daß der Sornegau — das Sornetal und das Delsberger Gebiet — damals noch nicht zum Bistum gehörten und erst 1234 aus der Hand der Grafen von Pfirt (Delsberg gar erst um 1271) an den Bischof übergingen. Bellelay konnte demnach zur Festigung der bischöflichen Macht im Grenzgebiet wesentlich beitragen. Und ein letzter Grund endlich — der mit den Machtbestrebungen des Bischofes zusammenhängt — war wohl Anlaß, daß das kleine Oratorium gerade den Praemonstratensern übergeben wurde. Im Gegensatz nämlich zu den rein auf die mönchische Kontemplation ausgerichteten Zisterziensern — von denen die Praemonstratenser die Organisation und das weiße Gewand übernahmen — wandte sich der von Norbert um 1120 in Prémontré gegründete Orden regulierter Chorherren von allem Anfang an dem Pfarrdienst zu und unterwarf sich deshalb (zumindesten in der Frühzeit) der bischöflichen Oberhoheit. Es ist daher leicht einzusehen, daß Bellelay für den Basler Bischof zum Instrument seines Einflusses werden konnte.

Bellelay blieb bis ins 18. Jahrhundert eine kleine Niederlassung. Die Zahl der Kanoniker variierte zwischen 7 und 17 und stieg erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts bis auf 38. Seine Kurtine umfaßte hauptsächlich die Hochfläche zwischen dem Montbautier, Beroie und die Anhöhen gegen das Dorf Moron, griff aber bald bis gegen Saulcy hinüber. In den folgenden Kirchen und Kapellen besaß es Patronats- oder Kollaturrechte: Nuerol bei Neuveville, Pieterlen, Lengnau, Tavannes, Les Genevez, Bassecourt, Boécourt, Courtavon, Montignez, Bevillard, Falbringen, Chindon (Reconvilliers), Pfettershausen,



Kirche und Kloster Bellelay
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1755, im Kupferstich-Kabinett Basel

Repetsch und Gerwiler (beide zerstört). Vom Kloster aus wurden Niederlassungen in Gottstatt (bei Biel) und Grandgourt gegründet, und später Himmelspforte (bei Wyhlen im Badischen) als Priorat unterstellt.

Mit Beinwil, Lützel und dem Stift Saint-Ursanne überstanden Bellelay und sein Priorat Grandgourt die Wirren der Reformation. Der Abt wurde Präsident der Generalstände des Bistums (1741 in der Affäre Péquignat abgesetzt), und im 18. Jahrhundert erreichte Bellelay den Höhepunkt seiner Entwicklung. Eine Schule, die Abt Nicolaus 1772 als Pensionat einrichtete, trug seinen Namen bis nach Frankreich. Noch eindrücklicher aber reden die Klostergebäude, die mit Kirche, Konvent, Oekonomien und Werkstätten alle aus jenem Jahrhundert stammen. Aus dieser Blüte heraus wurde das Kloster aufgehoben, als die Franzosen im Winter 1797 in die Schweiz eindrangen. Zwar war das Bistum selbst schon 1792 erobert worden, doch blieb damals Bellelay wegen seiner Bürgerschaftsrechte mit Solothurn und Biel als neutrales Gebiet unbehelligt.

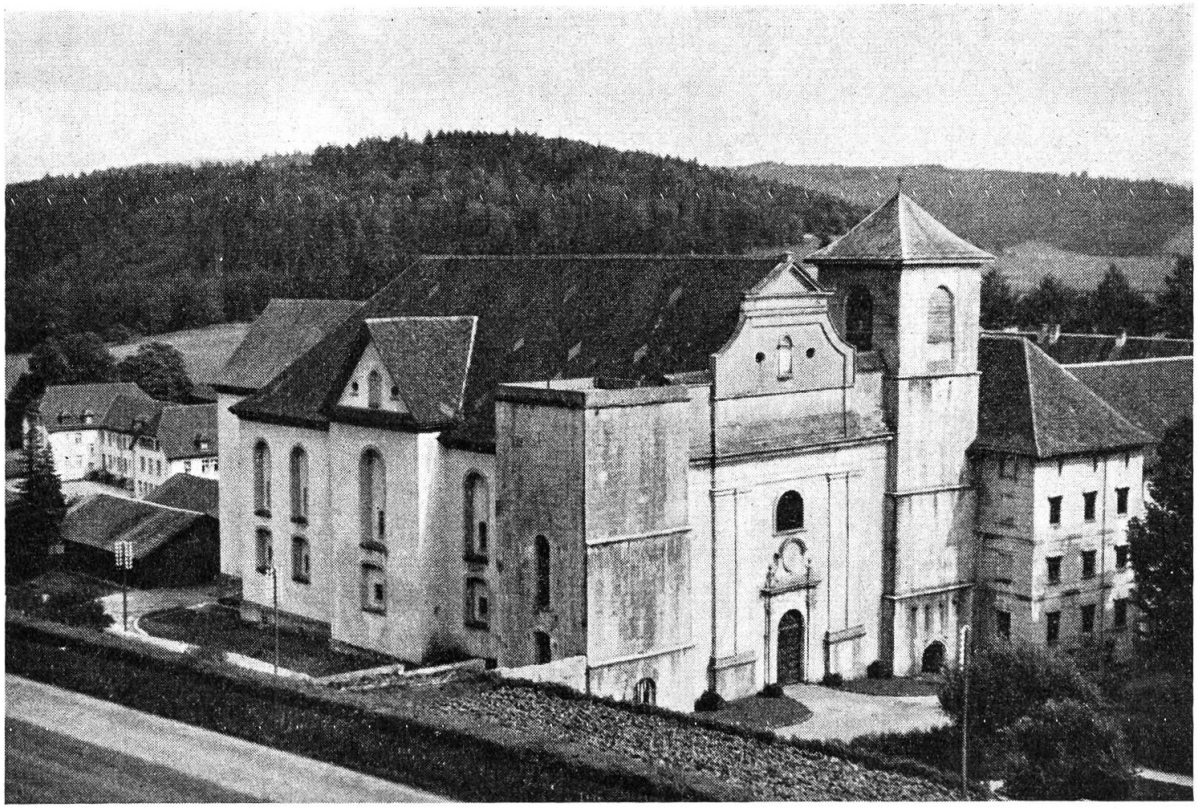
Wenn wir uns das Kloster vorstellen wollen, wie es sich im 18. Jahrhundert präsentierte, so müssen wir uns die gesamte neue Siedelung um die Straße nach Les Genevez (die erst 1874/75 traciert wurde), die Post, und dazu auch die Aerztehäuser und das Schwesternhaus auf der südlichen Talseite, das Krankenpavillon im Osten und eine Reihe von Schuppen und Anbauten wegdenken,

dafür aber die Klostermauer, von der noch größere Reste aufrechtstehen, zu einem leicht unregelmäßigen Viereck ergänzen. Außerhalb dieses Mauerzuges, der im 17. Jahrhundert angelegt wurde, sind nur noch das Gasthaus von 1697/98 und die beiden breithingelagerten Höfe (1768) alt. Aus einer Zeichnung von Büchel (Abb. S. 147), einer Lithographie von Juillerat (1797) und einer Vedute (Grenzplänchen von 1716) gewinnen wir ein gutes Bild der Gesamtlage.

Die eigentlichen Klostergebäude bilden ein Viereck um einen Mittelhof: an der Nordseite die Kirche, gegen Westen der Gästetrakt, im Süden Refektorium, Abt- und Prioratswohnung, im Osten die eigentlichen Zellen und «la salle du convent», wohl der Kapitelsaal. Wenn wir in dieser Disposition auch noch die im Mittelalter allgemein gebräuchliche klare Aufteilung der drei Konventsflügel — im Westen Gästetrakt und Abtei, im Süden Refektorium, im Osten Kapitel- und Schlafsaal (Dormitorium) — wieder erkennen, so ist sie in der barocken Anlage doch sehr verwischt; das dritte Geschoß etwa gehört in allen drei Flügeln zur Klausur (Novizen), und im Erdgeschoß des Westflügels wohnen die Bediensteten, der Cellerarius und der Provisor.

Die Konventsgebäude wurden 1728—1738 errichtet. Ueber den Baumeister wissen wir nichts. Mag sein, daß der Erbauer der Kirche, Franz Beer von Blaichten, Risse vorgelegt hatte, doch war er bereits 1726, vor dem Baubeginn gestorben. Wie dem auch sei, die zurückhaltende Gliederung des Baues hat vieles mit seinen Werken — u. a. Konventsgebäude in St. Urban und Rheinau — gemeinsam: Monotone Reihen von Fenstern und Gesimsbändern gliedern die dreigeschossigen Flügel. Die Ecken des Viereckes sind durch Risalite ausgezeichnet, die von einem Mezzaningeschoß überhöht werden und deren Fenster im dritten Geschoß aufgebogene Stürze zeigen. Alle Westfassaden, also die Wetterseiten, tragen eine Haustein-Verkleidung, während die übrigen Fronten verputzt sind. Sämtliche Räume öffnen sich gegen außen; breite Gänge liegen an der Hofseite. Nur in wenigen Räumen hat sich die ursprüngliche Dekoration, ein etwas spröder Régencestuck mit einzelnen frühen Rokoko-Elementen, erhalten, die sich ganz ähnlich — wohl von denselben Händen ausgeführt — im Prioratsgebäude in Grandgourt (bei Pruntrut) wiederfinden. Alle drei Flügel sind mit mächtigen Gewölben unterkellert; an der Ostseite fehlten ursprünglich die Außenmauern, so daß der Bau auf mächtigen offenen Arkaden ruhte; auf diese Weise konnten die Wasser der sumpfigen Talsohle, die von den Klostergebäuden abgeriegelt wird, abfließen. Wegen des abfallenden Geländes mußte auch der Ostteil der Kirche auf einem gewölbten Unterbau errichtet werden, der dann als Grabstätte der Chorherren diente.

Das Prunkstück der ganzen Anlage ist die Kirche (geweiht am 23. September 1714), obgleich ihr seit der französischen Revolution sämtliche Ausstat-

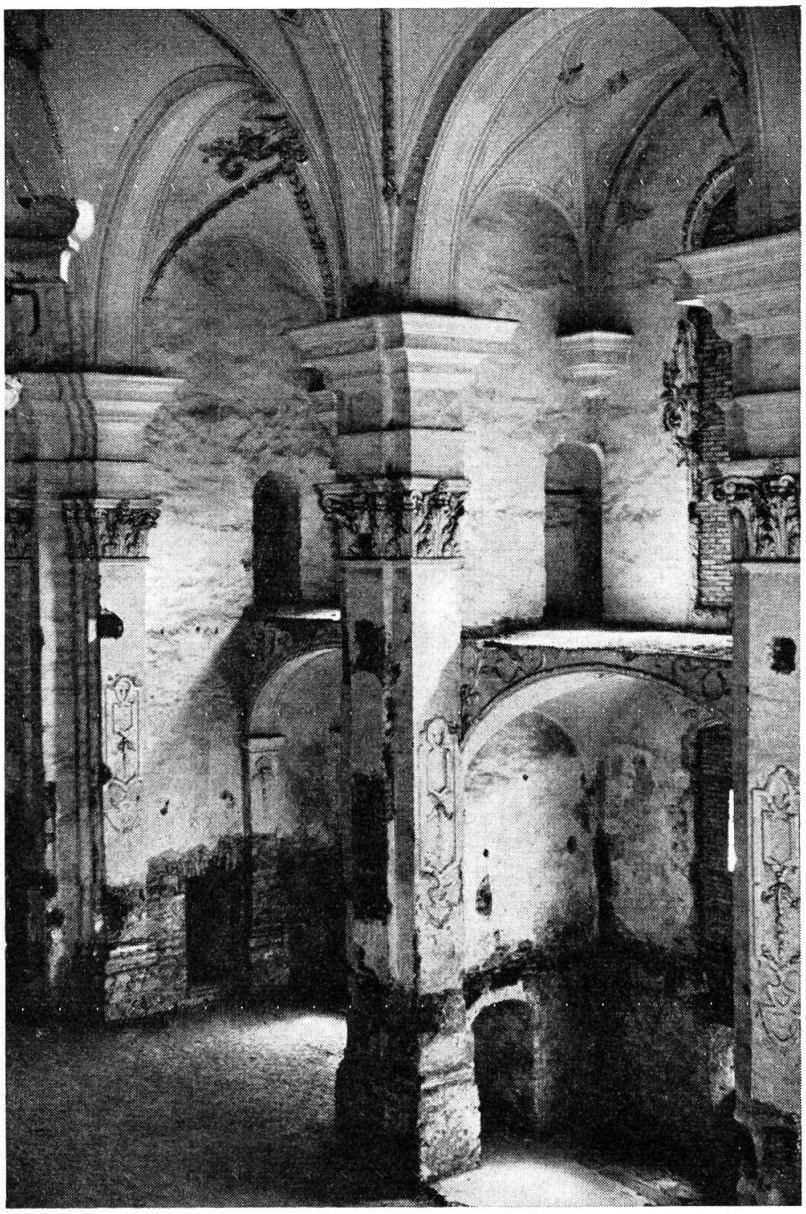


Ansicht der Kirche von Westen
Aufnahme A. Wyß

tungsstücke fehlen. Sie wird gegenwärtig einer durchgreifenden Renovation unterzogen. Ihr Baumeister war Franz Beer von Blaichten, zu seiner Zeit einer der bekanntesten Architekten im schwäbischen Gebiete. Er wurde am 3. Juli 1659 in Au im Bregenzerwald geboren, lebte 1705—1722 in Konstanz, wo er Mitglied des Rates wurde, erhielt 1722 von Kaiser Karl VI. das Adelsprädikat von Blaichten und starb 1726 in Bezau. Er hat eine ganze Reihe von bedeutenden Werken hinterlassen, von denen hier nur die wichtigsten aufgezählt werden: 1790 ff. Vollendung der Kirche in Obermarchtal (Praemonstratenser), 1797 ff. Klostergebäude in Salem und die Kapelle auf dem Stephansfeld (Zisterzienser), 1699 f. Kirche des Benediktinerstiftes Irsee, 1704—1711 Kirche des Benediktinerklosters Rheinau (ZH), 1709—1714 Kirche der Praemonstratenserabtei Bellelay (BE), 1709 ff. Kloster und Kirche in Münsterlingen (TG) (Benediktinerinnen), 1711 ff. Kirche und Kloster zu St. Urban (LU) (Zisterzienser), 1715 ff. die Klostergebäude in St. Katharinenthal (TG) (Dominikanerinnen), 1708 Kloster, 1717 ff. Kirche von Weißenau (Praemonstratenserabtei). An Profanbauten gehen der Ambassadorenhof zu Solothurn [2] und das

Inselspital zu Bern auf seine Pläne zurück. Beer hat demnach eine ganz beträchtliche Anzahl von Werken in der Schweiz errichtet. Fast alle liegen sie im deutschsprachigen Teil, dem altschwäbischen Gebiet, und es ist für den Kenner immer wieder eine Ueberraschung, im welschen Jura ein Werk von so ausgesprochen deutschem Charakter zu finden. Dafür gibt es mehrere Gründe. Seit 1670 gehört Bellelay zur schwäbischen Ordensprovinz, und damit trat es in eine enge Bindung mit Weißenau, dessen Abt Bellelay im Juli 1708 visitierte. Damals hatten zwar beide Klöster bereits Verträge mit Franz Beer abgeschlossen, (in Weißenau am 27. Februar für die Klostergebäude, in Bellelay am 9. Januar für eine neue Porterie), doch muß die Anwesenheit des Baumeisters wohl aus diesen Beziehungen zwischen den Klöstern erklärt werden. Dazu kommt noch ein zweites: die Baumeister aus dem Bregenzerwald — wir nennen sie die Vorarlberger — haben in Bayern und Schwaben, ja bis hinab in den Schwarzwald und ins Elsaß gebaut; nur in ihrem Heimatgebiet finden sich fast keine Werke. In den Oertchen Au und Bezau hatte sich das Bauhandwerk als traditioneller Beruf eingebürgert — wie etwa in Roveredo und in Wessobrunn das Stuckieren — und es bestand seit 1657 eine eigene Zunft mit strenger Verfassung. Von hier aus zogen die Maurer im Sommer nach den Bauplätzen — so wie heute die Italiener zu uns kommen — und hier bildete sich eine Bauüberlieferung heraus, so daß wir in der Zeit zwischen 1680 bis etwa 1720/30 von einer Vorarlberger Bauschule reden können. Die Merkmale ihrer Kirchenbauten wurden von der Kunstwissenschaft um 1900 recht scharf formuliert; wir neigen heute zu einer etwas freieren Interpretation des «Vorarlberger Münsterschemas». Da die Kirche von Bellelay ein recht reiner Vertreter dieses Types ist, sollen in der folgenden Beschreibung auch gleich die Hauptmerkmale hervorgehoben werden.

Der eigentliche Kirchenkörper bildet im Grundriß ein Rechteck, über das im Westen die beiden Fassadentürme, in der Mitte die wenig ausladenden Querhausarme, im Osten das quadratische Altarhaus vorspringen. An den Längsseiten stehen lamellenartige, kräftig vorspringende Wandpfeiler, deren Köpfe an drei Seiten mit Pilastern korinthischer Ordnung belegt sind. Zwischen ihnen sind Emporen eingespannt, die um die Breite des Pilasters zurücktreten und im Westen durch die Orgelempore weitergeführt werden. Im Querhaus erscheinen sie als ganz schmale Brücken. Die Pfeiler tragen eine Längstonne aus Backsteinen, in welche die Quertonnen der Abseiten mit Stichkappen einschneiden. Im Chorarm, der östlich an das Querhaus anschließt, verengt sich der Mittelraum, während die Außenmauer mit derjenigen des Langhauses fluchtet; so entstehen die tiefen Chorabseiten, die sowohl im Untergeschoß als auch in den Emporen untereinander verbunden sind. Im Langhaus kommuni-



Blick in die östlichste Langhauskapelle und den südlichen Querschiffarm vor der Restaurierung

Aufnahme A. Wyß

zierten die Seitenräume ursprünglich nur in den Emporen. Die unteren Pfeilerdurchgänge wurden nachträglich, nach der Profanierung, eingebrochen. Unser Grundriß zeigt den heutigen Zustand. Man muß sich demnach die Pfeiler im Langhaus so ergänzen wie es der Westpfeiler des nördlichen Querhausarmes zeigt. In diesen geschlossenen Seitenräumen befanden sich die Kapellen mit

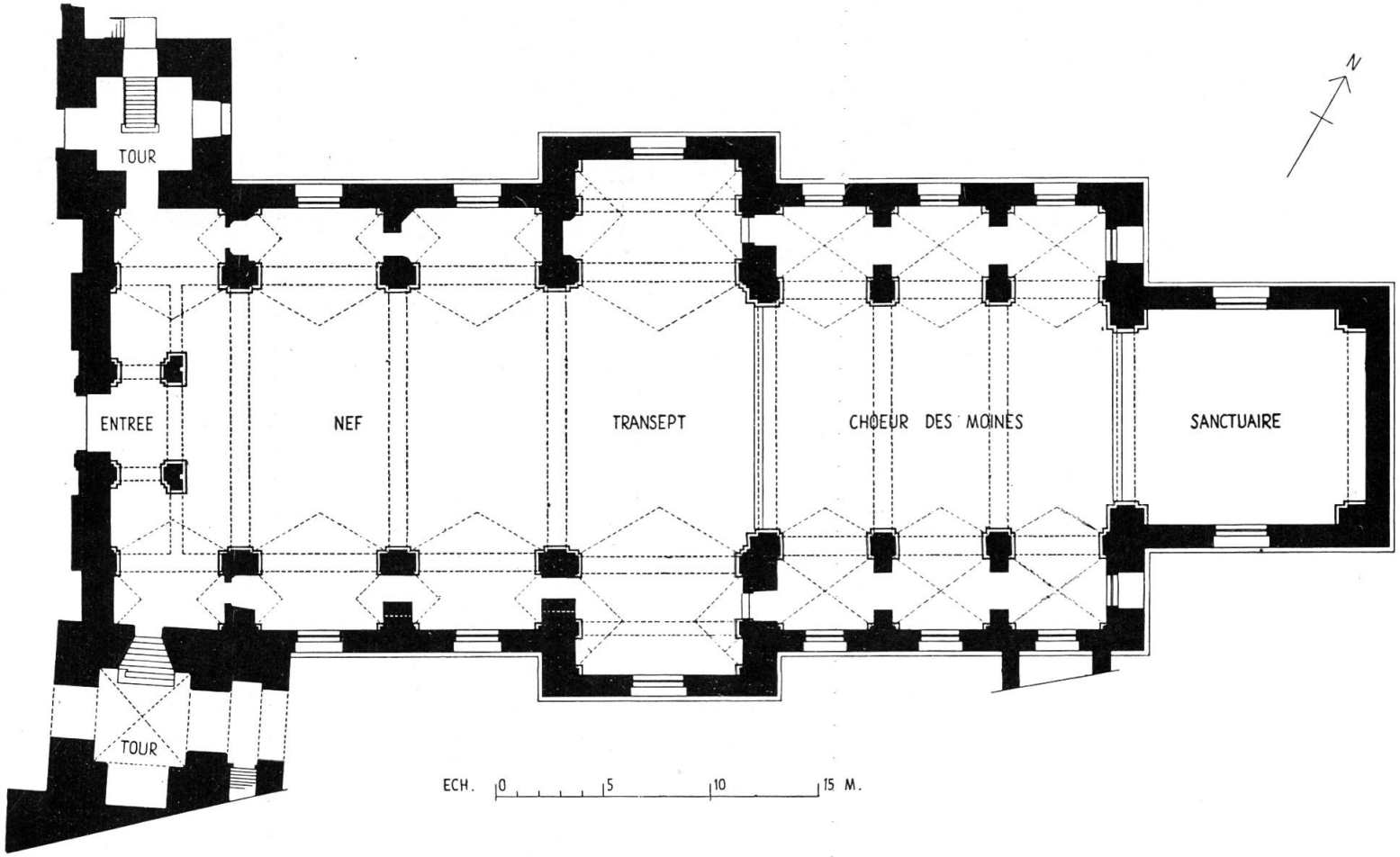
den Altären an der Ostwand und den Beichtstühlen an der Westseite. Damit sind die wichtigsten Elemente des «Vorarlberger Münsterschemas» aufgezählt.

In Bellelay zeigt sich nun ein ganz außerordentlich feines Gefühl für die architektonischen Gefüge, das es als eines der ausgewogensten Werke innerhalb der Vorarlberger Gruppe — in der die Bauelemente (Pfeilerformen, Gewölbe, Dekorationen) kaum variieren — erscheinen läßt. Auf das dreijochige Langhaus, in dem die Orgelempore etwas mehr als eine Jochhälfte einnimmt und daher als Vorhalle kaum wirkt, folgt das tiefere Querhaus, dessen Vierung durch eine kaum merkliche Verschiebung den Längsgurten leise nach den Seiten ausgeweitet wird. Als Folge dieses Kunstgriffes mußten die Pilastervorlagen gebündelt werden. So scheint sich die Ostbewegung, welche durch die wie freistehende Stützen wirkenden Pfeilerköpfe senkrecht kräftig skandiert wird, in der Vierung aufzustauen, um sich dann im Chorarm in schnellerem Rhythmus auf den Altar hin zu entwickeln: die Joche sind schmäler, der Mittelraum enger, das Tonnengewölbe setzt tiefer an; zwei Stufen, über denen das Chorgitter stand, erhöhen den Boden. Und endlich erhebt sich im Osten das Altarhaus, das nochmals in allen Richtungen eingezogen ist und keine Nebenräume besitzt. Diese Ostbewegung wird auch vom Mauerwerk mitgemacht: wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Pfeiler in den Langhauskapellen nicht durchbrochen waren. Ihr Kern ist massiv und kräftig. Im Chorarm werden die Lamellen dünner und durch große Oeffnungen aufgebrochen; auch die Pfeilerfronten erscheinen schmäler. Hier kann man die Tendenz der Vorarlbergerschule, die Wandpfeilerkirche in eine Freipfeileranlage zu entwickeln, am besten spüren. Als tragende Stützen werden nur noch die mit Pilastern belegten Pfeilerköpfe empfunden, aus denen die Gurten der Gewölbe herauswachsen, während die Lamellenwände als Füllmauerwerk wirken. Ursprünglich stand allerdings vor den Abseiten des Chorarmes das Chorgestühl, so daß diese architektonische Idee, die wir eben beschrieben haben, weniger deutlich in Erscheinung trat, wie denn überhaupt zu sagen ist, daß die Ausführung der Details dem großartigen Entwurf nicht entspricht: etwa in den kleinen Gewölben der Orgelempore, wo die Grate aneinander vorbeilaufen, in den zu schwach ausgebildeten Pilasterfragmenten in den äußeren Kapellenecken, und der unregelmäßigen Konsolen der Kapellengewölbe. Dafür arbeiten die weißen, zurückhaltenden Stuckaturen die strukturellen Linien wieder heraus.

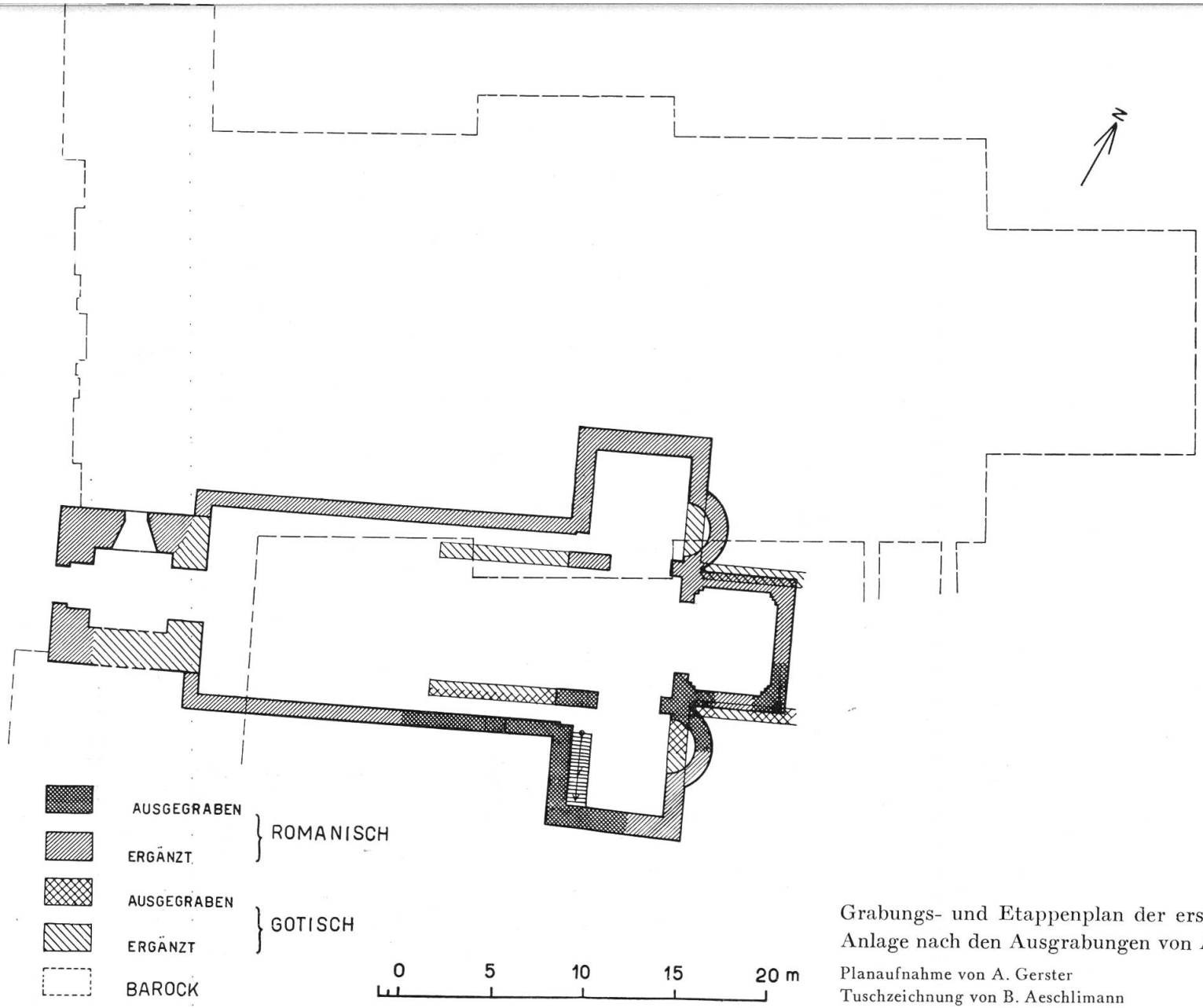
Der Außenbau zeichnet sich, vor allem in den Schrägansichten, durch eine ausgewogene Verteilung der Baukuben aus, welche mittels der einfachen Reihung der Fenster — im Emporengeschoß mit Rundbogenschluß, in den Kapellen mit Stichbogen — zusammen gebunden werden. An den Ecken waren

ehemals imitierte Quaderlisenen auf den Verputz aufgemalt. Die Fassade ist ein recht eigenartiges Gefüge, das von einer mächtigen Aedikula — gebildet aus der verdoppelten Monumentalordnung und dem eingebogenen Frontispiz mit Mittelnische — gebildet wird. Um das rundbogige, mächtige Portal erhebt sich eine flache Pilasterarchitektur mit Knäufen, aus denen geschweifte Bänder hoch steigen, die zusammen mit einem aufgebogenen Gesimsstück eine ovale Kartusche umschließen. In der Portallunette und am Mittelfenster haben sich die alten schmiedeisernen Gitter erhalten, welche Jean und Henry Champion aus Courrendlin 1712 angefertigt hatten. Das ganze sieht wie ein Fragment jener fünfachsigen Fassade aus, wie sie Beer etwa bald darauf in St. Urban errichtete. Recht schwer wirken die beiden Turmstümpfe, die einmal mit einem Oktogon und einer Zwiebelkuppel überhöht waren. Aber die mächtige Proportionierung hat einen ganz realen Grund. Der Südturm, der auch schräg zur Kirchenachse steht, ist bis zum dritten Gesims spätgotisch (von 1568), und im Untergeschoß hat sich gar noch ein spätromanisches Portal und ein Fenster — beide arg verstümmelt — erhalten. Vom gotischen Gewölbe der Halle sind freilich nur noch die Ansätze (Wappenkartuschen, Engelsköpfchen) sichtbar.

Wir haben oben den Bau als vorarlbergisch charakterisiert und damit den künstlerischen Umkreis eindeutig abgesteckt. Er steht im Werk Franz Beers zwischen Rheinau und St. Urban. Aus dem älteren Bau übernimmt er die frei aufsteigenden Pfeilerköpfe, während er in der Anordnung der geschlossenen Abseitenkapellen auf ältere Vorarlberger Werke, wie Obermarchthal und Irsee, zurückgreift. Aus Bellelay kann man den Grundriß von St. Urban leicht gewinnen, indem man am Ostende des Chorarmes ein zweites Querschiff, an den beiden östlichen Langhausjochen halbrunde Ausbauten anfügt. Tritt man aus dem großzügigen Bellelay in das saubere, und ins Detail ausgeführte St. Urban, so erscheint einem dieser Raum eng und spröde. In der Tat ist die Instrumentierung der Ostbewegung, die in Bellelay mit nur intuitiv erfaßbaren Mitteln gestaltet wurde, hier in ein bewußtes System gebracht: Die Abnahme der Pfeilerdicke nach Osten zeigt sich darin, daß die Fronten im Langhaus mit zwei, im Chor mit einem Pfeiler belegt sind; zudem werden die Pfeiler im Chorarm, nach dem Einzug beim Eingang zurückversetzt, so daß mit der Beschleunigung des Rhythmus zugleich eine Abschwächung der senkrechten Skandierung eintritt. Der Charakter der Freipfeilerhalle ist hier noch deutlicher, indem nun ein Umgang auch in den Abseiten des Langhauses durchgeführt, und die Pilastergruppe mit dem Gesims an die Außenwand gebunden wird. Wenn somit der großartige Entwurf von Bellelay hier zu einer Formel erstarrt, so ist St. Urban in der Qualität der Durchführung und der Beherrschung der architektonischen Mittel der Kirche des Juraklosters überlegen.



Grundriß der heutigen Kirche
Planaufnahme von A. Gerster



Grabungs- und Etappenplan der ersten Anlage nach den Ausgrabungen von A. Wyß

Planaufnahme von A. Gerster
Tuschzeichnung von B. Aeschlimann

Für die Entwicklung Beers hat Bellelay eine bedeutende Stellung: in Rheinau versucht der Baumeister über das System der in Obermarchthal ausgebildeten Vorarlberger Typen hinauszugreifen, indem er die Emporen ganz an die Wand zurück versetzt, die Altäre aus den geschlossenen Kapellen hervorholt und den Mönchschor in die Vierung des Querhauses setzt. Dabei werden allerdings die Pilaster verdeckt und die Querhausarme ganz unorganisch abgeschnitten. Bellelay bedeutet eine Rückkehr zum alten Baugedanken. Aber mit der Durchformung des Kirchenkörpers führt Beer den in Rheinau mißlungenen Versuch der Auflockerung des Systems weiter, die ihn über die Verdoppelung des Querhauses in St. Urban zur Weißenauer, im Plane liegen gebliebenen Lösung mit dem Ovalchor führt.

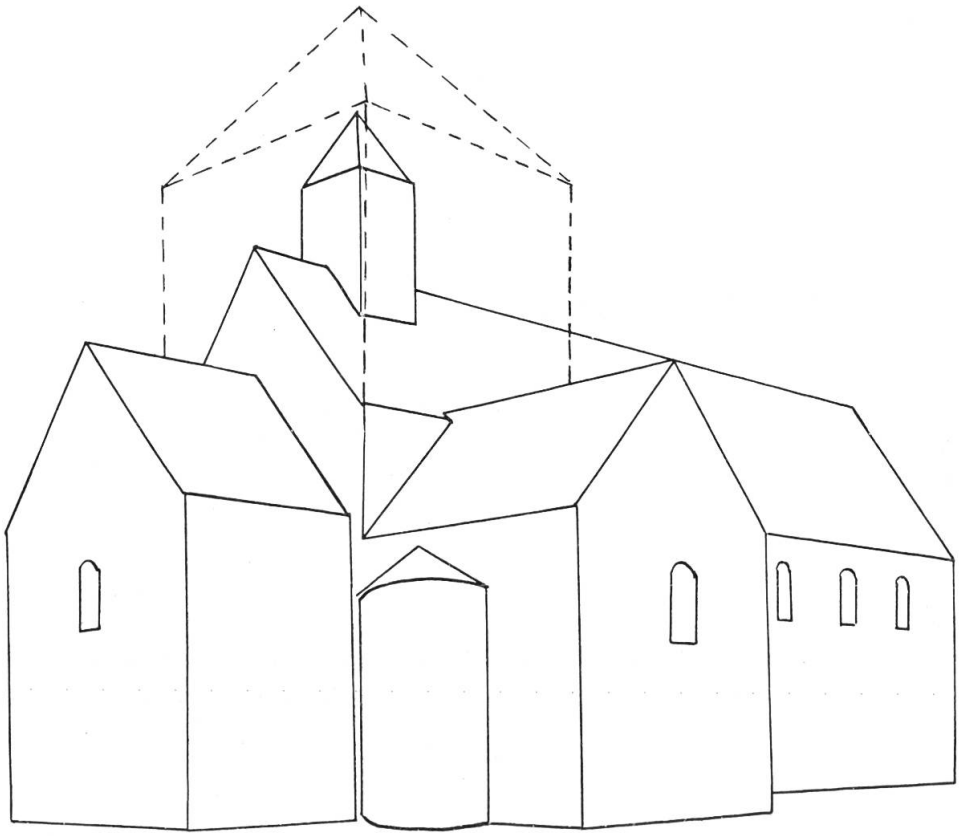
Diese «Durchknetung» des Kirchenraumes zeigt sich auch in seinen übrigen Werken — Münsterlingen, Oberschönenfeld — etwa seit 1710. Aehnliche Tendenzen kann man bei dem zweiten, bedeutenden Meister der Vorarlberger Gruppe, Bruder Kaspar Moosbrugger, beobachten. Um dieselbe Zeit erschienen in seinen Plänen (in Einsiedeln, Luzern und in der Plansammlung des Auerlehrganges) ähnliche Versuche zur Auflockerung des Gefüges des Longitudinalbaues, die Moosbrugger dann zu seinem Meisterwerk, zum Einsiedler Kirchenbau, führen. Die beiden Meister haben demnach gleichzeitig, und mit verschiedenen Mitteln nach einer Bereicherung der vorarlbergischen Baugewohnheiten gesucht. Diese Feststellung hat ihre Bedeutung, denn sie mag dazu beitragen, die Legende vom überdimensioniert begabten Moosbrugger und dessen Pläne ausführenden Bauunternehmer Beer zu zerstören; beide müssen als selbständige Baumeister aus derselben Zunft angesehen werden, die sich gegenseitig wohl kannten.

Eine recht beachtliche Qualität zeigen auch die Stuckdekorationen, deren Charakter eindeutig wessobrunnisch ist. Sie müssen 1713—1714 geschaffen worden sein, während im Altarhaus das Gewölbe gegen 1730 in einem trokkenen Régencestil erneuert wurde. (Die Malereien an der Ostwand sind um 1750/60 entstanden.) Die Dokumente schweigen über den Meister, und wir sind völlig auf Vermutungen angewiesen. Auffallend ist das freie Spiel der Spiegelrahmen, das Vorwiegen des Akanthus; dazwischen treten einzelne Blüten und Fruchtzweige, seltener Fruchtgebinde auf. An Figuren gibt es nur die vier schwebenden Putten der Vierung, die drei Engelsköpfchen an der Inschriftenkartusche über dem Eingang zum Chor (Soli Deo Gloria 1714) und die vier neckischen Kinderköpfchen im Altarhausgewölbe, die dort allein von der ursprünglichen Ausstattung übriggeblieben sind. An den Pfeilern, Emporenfronten und Fenstern tritt das Bérainische Bandwerk hier recht früh auf. Die gesamte Dekoration ist sehr verwandt mit den Arbeiten in dem aller-

dings viel reicheren St. Urban, die man gewöhnlich dem Wessobrunner Stukkateur Franz Schmutzer zuschreibt. Es scheint uns, daß in beiden Kirchen an gewissen Stellen dieselben Hände nachgewiesen werden können, doch hat der Hauptmeister von St. Urban, dessen Werke viel nerviger und in der Oberfläche bewegter sind, wohl kaum in Bellelay gearbeitet. Wir vermuten, daß einer der Gesellen der St. Urbaner Werkstatt die Leitung in Bellelay inne hatte. Die Grundkonzeption in beiden Kirchen aber schreiben wir Franz Beer zu. Wir kennen kein anderes Ensemble dieser Zeit, das so freie Spiegelrahmen verwendet, wie sie für beide Werke typisch sind. Vor allem aber ist es auffällig, daß Beer gerade in Bellelay und St. Urban vertraglich für die Stuckaturenarbeiten verantwortlich ist, während an anderen Orten, wie Rheinau und Weißenau (beide von Franz Schmutzer) sich ein besonderer Vertrag mit dem Stukkateur erhalten hat.

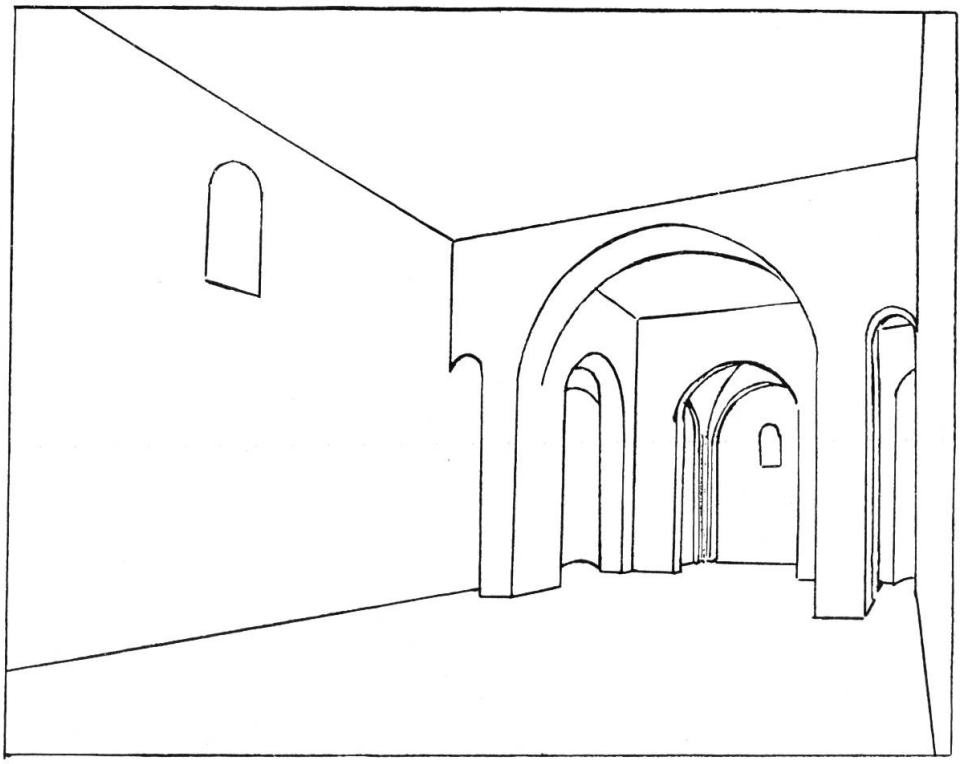
Der Bau einer so mächtigen, immerhin 60 m langen Kirche ist in der Barockzeit verständlich, wo an den hohen Feiertagen eine Menge Volkes sich an dem geweihten Ort versammelt. Im Mittelalter sah die Anlage viel bescheidener aus. Wir wollen hier ganz knapp nur die Resultate einer Ausgrabung zusammenfassen, die sich vor allem auf die romanische Kirche aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beziehen. Unser Plan Seite 155 zeigt die Lage gegenüber der barocken Kirche, und die gotischen Umbauten um ca. 1500. Die romanische Kirche war einschiffig, mit ausladendem Querhaus und eingezogener Vierung und nochmals verengtem, beinahe quadratischem Altarhaus. An den Querhausarmen sitzen Apsidiolen, die an das Sanktuarium herangerückt sind. Eigenartig erscheinen die beiden mächtigen Pfeiler am Westende der Vierung. Zwischen ihnen und der Außenmauer des Schiffes befinden sich ca. 90 cm breite Durchgänge, welche in die Querhausarme führen. Die Pfeiler selbst greifen recht kräftig nach Osten vor; dies deutet darauf hin, daß die Querhausarme abgeschnürt waren, umsomehr, als die Fundation des Chorgestühles in den Seitenarkaden der Vierung nachgewiesen wurden.

Die Rekonstruktion des Aufbaues kann sich nur auf den Grabungsbefund stützen. Langhaus und Querhaus mit samt der Vierung trugen wohl eine flache Decke, wie es damals in den nördlichen Juragebieten durchaus üblich war. Rundbogige, vielleicht schon Spitzbogenarkaden grenzten die Vierung ab. Man möchte annehmen, daß die Scheitel der Längsarkaden beträchtlich tiefer lagen als an der Westseite. Im Altarhaus rekonstruieren wir ein Kreuzgrat- oder ein Kreuzrippengewölbe. Ob über die Vierung ein Turm gesessen hat, ist mit Sicherheit nicht mehr zu sagen. Dagegen spricht, daß bald nach der Vollendung der Kirche (zu der uns die Dokumente keine Baudaten liefern) ein Frontturm errichtet wurde, wie dies im umliegenden Gebiet in dieser Zeit



häufig geschah (Moutier-Grandval, St-Imier, Chindon) und von dem sich noch das schon erwähnte spätromanische Portal erhalten hat.

Der Grundriß dieser Kirche scheint vorerst ein ganz seltenes Exemplar zu sein. Entfernt verwandt ist etwa St. Luzius in Chur, ebenfalls eine Praemonstratenseranlage, deren Ostpartie aber weitgehend durch die Uebernahme der karolingischen Ringprypta und durch das Vorbild der Churer Kathedrale bestimmt wurde. In Frankreich aber gibt es aus dem 12. Jahrhundert eine recht große Gruppe von Kirchen mit derselben Disposition, vor allem im Berry; vereinzelte Beispiele finden sich bis ins Mâconnais. Immer ist aber dort Querhaus und das Sanktuarium eingewölbt, und über der Vierung erhebt sich ein Turm. Auch die Bauglieder — hier Säulenvorlagen und Kapitelle — zeigen eine völlig andere Form. Ein Schulzusammenhang mit Bellelay kann demnach nicht bestehen. Vielmehr gehen diese Kirchen wohl auf dieselben Wurzeln zurück, auf die Bellelay hinweist: Auffällig ist hier die Abschnürung der Querhausarme, welche diese zu echten Kapellenannexen reduzieren. Blickt man sich im Jura und in den anschließenden Gebieten des Elsaß und der Franche Comté um, dann erkennt man, daß diese «Annexe» an Basiliken —



Die romanische Klosterkirche von Bellelay (2. H. 12. Jh.)
Versuch einer Rekonstruktion außen und innen, von A. Wyß

wie St-Imier — im 12. Jahrhundert relativ häufig anzutreffen ist. Es handelt sich hier offenbar um ein retardierendes Element, das aus karolingischer Zeit sich bis ans Ende der Romanik erhalten hat.

In der Kombination mit einschiffigen Langhäusern gibt es aus dieser Zeit kaum mehr ein Beispiel. Hingegen kann man auch dafür die Wurzeln in einem karolingischen Typ finden, in jenen Sälen mit Apsiden und Annexen, wie sie etwa in Romainmôtier I und II (7. und 8. Jh.), und Sempach (9. Jh.) in schon ausgebildeterer Form zeigen. Ein Schritt weiter in dieser Reihe führt der einschiffige Bau mit Querhaus und eingezogener Vierung, wie er, allerdings zeitlich recht spät, in Saint Sulpice steht. Hier fehlen nur noch die Mauerdurchbrüche in der Stirnwand des Schiffes. Vielleicht bereits vor Saint Sulpice gibt es die vollendete Form in Grandson, das Professor Hahnloser sorgfältig aufgenommen hat und dessen Grundriß mit den Bauetappen im Congrès Archéologique 1952 (S. 287) publiziert ist.

Und hier resumieren wir unsere Arbeitshypothese: Grandson zeigte vor dem Umbau in eine Hallenkirche vom auvergnatischen Typ um 1146 ff. die Anlage von Bellelay, wenn auch die Differenzen in Einzelformen — etwa in

der Dimensionierung der Westpfeiler der Vierung und dem Verhältnis von Querhaus zu Altarhaus — auftreten. Wir dürfen nicht vergessen, daß Grandson zumindesten 100 Jahre früher gebaut wurde; es ist aber geradezu überraschend, daß die Maße in Bellelay und Grandson für Langhaus und Breitenausdehnung des Querschiffes beinahe übereinstimmen, und es fällt das ähnliche Verhältnis von weitem Schiff und gequetschtem Kopfbau auf. Dies allein würde noch nicht genügen, um eine Abhängigkeit Bellelays von der Grandsoner Prioratskirche zu postulieren. Hier hilft uns die geschichtliche Situation: Die Herren von Grandson nämlich, die 1146 die Kirche von Grandson dem Reformkloster de la Chaise-Dieu übergaben, sind die Hauptgründer der Praemonstratenserabtei Lac-de-Joux (1126), über das sie in der Folge die Kastvogtei ausüben. Lac-de-Joux aber ist das Mutterkloster von Bellelay. Wenn nun auch von Bellelay aus keine Verbindungen zu den Grandsoner Herren nachgewiesen werden können, so mag der Kirchentyp über diese Filiation nach Bellelay gebracht worden sein. Ob allerdings in Lac-de-Joux ein ähnlicher Bau gestanden hat, läßt sich beim heutigen Stand der Forschung nicht sagen.

Es sei hier kurz auf die Funktion der einzelnen Räume eingegangen. Das Langhaus war den Laien reserviert, welche an den hohen Festtagen Zutritt zur Kirche hatten. Der gesamte Kopfbau gehörte zur Klausur. In der Vierung waren die Chorstühle aufgestellt, in den Querhausarmen die Altäre für die Privatmessen der Kanoniker. Im Sanktuarium stand der Hochaltar. Aus dem südlichen Seitenschiff führte eine Treppe — wie bei den Zisterzienseranlagen — in das Dormitorium, das oben im Ostflügel der Konventsgebäude lag.

Diese romanische Marienkirche blieb bis zu den Schwabenkriegen im großen und ganzen erhalten. Beim spätgotischen Umbau des 16. Jahrhunderts wurden die Apsidiolen am Querhaus niedergerissen und durch gerade Maueranschlüsse ersetzt, der Priesterchor nach Westen verlängert und das Sanktuarium auf die Breite des Chorarmes erweitert. Auf diese Weise trat an Stelle des vielteiligen, für die Romantik typischen Grundrisses eine im gotischen Sinne vereinheitliche Anlage. Das Patrozinium wechselte damals auf St. Peter, während dann die barocke Kirche Mariae Himmelfahrt geweiht wurde.

Anmerkungen:

1. Dieser Aufsatz enthält die wichtigsten Gedanken, die der Autor in seiner Doktorarbeit an der Universität Basel, einer architekturgeschichtlichen Monographie der ehemaligen Praemonstrateserabtei Bellelay, niedergelegt hat. Dieselbe wird frühestens im nächsten Jahr im Druck erscheinen. — Vgl. P. S. Saucy, Histoire de l'ancienne Abbaye de Bellelay, Porrentruy 1869. — A. Wyß, Franz Beer und Bellelay, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte. Bd. 16, 1956, S. 99—110.

2. Vgl. Jurablätter 1957, S. 104 ff.